

„Fremdprophetie“ oder „Schulung des Möglichkeitssinns“?

Zum Stellenwert von literarischen Texten in Seelsorge und Theologie

Der Einsatz literarischer Texte hat seit vielen Jahren seinen selbstverständlichen Platz in der Seelsorge, in der Erwachsenenbildung und im Religionsunterricht. Parallel dazu hat sich auf wissenschaftlicher Ebene ein eigenständiger Forschungszweig von „Theologie und Literatur“ etabliert. Eine Frage bleibt dabei oft ungeklärt: Welcher Wahrheitsanspruch kommt literarischen Texten aus theologischer Perspektive eigentlich zu? Wie lässt sich das Verhältnis von ‚prophanen‘ Texten der modernen Literatur zu ‚heiligen‘ Texten aus der Bibel und der Tradition bestimmen? Georg Langenhorst

FREMDPROPHETIE – EIN UNTAUGLICHER BEGRIFF!

Um den hermeneutischen Ort nicht-theologischer Texte im theologischen Diskurs zu bestimmen, findet sich in der Fachliteratur immer wieder der Begriff „Fremdprophetie“, „ge-

*Ist der Dichter ein Prophet,
der weitergibt, was göttliche Stimme
durch ihn spricht?*

braucht im Sinne einer Aufforderung zur praktisch folgenreichen Wahrnehmung (inklusive kritischer Unterscheidung) der prophetischen Kraft, die auch und gerade dem für die Kirche Fremden und fremd Gewordenen innewohnen kann“ – so Norbert Mette in der Neuausgabe des Lexikon für Theologie und Kirche.

Die metaphorische Bezeichnung von Schriftstellern als „Propheten“ ist dabei schon alt, man findet sie etwa bei Romano Guardini. In seinen

großen theologischen Literaturdeutungen aus den 30er bis 50er Jahren wird ihm dieser Begriff zum Verstehensschlüssel: Hölderlins einzigartige Wirkkraft etwa entspringt für ihn „aus der Schau und Erschütterung des Sehers“. Der Dichter selbst habe sich verstanden als „Propheten, der Organ ist; der weitergibt, was göttliche Stimme durch ihn spricht, und selbst, als Mensch, seinem eigenen Wort in der Haltung des Hörenden und langsam Eindringenden gegenübersteht“, so Guardini. In zahllosen Studien und Untersuchungen wurde diese Gleichsetzung von Schriftstellern mit

Propheten danach weitergetragen, in den letzten Jahren ergänzt um die – jegliche falsche Eingemeindung zu vermeiden suchende – Kategorie „fremd“.

Georg Langenhorst

Prof. für die Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts an der Universität Erlangen-Nürnberg.

Meine Nachfrage: Lässt sich mit diesem Begriff wirklich hilfreich und konsistent der Blick auf literarische Texte fassen? Taugt er als hermeneutischer Zentralbegriff zur Erfassung der Bedeutung von Dichtung in theologischen Kontexten? Mir scheint dieser *Begriff völlig ungeeignet* – und das bedarf einer Begründung. Beide einzelnen Begriffsteile passen nicht, folglich auch nicht deren Kombination.

→ Aus der Kennzeichnung „fremd“ spricht zunächst das begründete Bedürfnis, nicht vor-schnell vereinnahmen zu wollen. Gleichzeitig grenzt man jedoch ungewollt aus: Aber mit welchem Recht würde man denn einen Rainer Maria Rilke oder einen Kurt Marti, eine Nelly Sachs oder eine Ingeborg Bachmann, einen Paul Celan oder Günter Grass als „fremd“ stigmatisieren? Die scheinbar klare Trennung in „eigen“ und „fremd“ wird der komplexen Beziehungsstruktur nicht gerecht. Was hier inhaltlich, formal, auf der pragmatischen Sprachebene oder im Anspruch „fremd“ und was „vertraut“ ist, was „innen“, was „außen“, das kann sich nur im Blick auf jeden einzelnen Text und jede Betrachtungsperspektive differenziert diskutieren lassen.

→ Die zweite Kennzeichnung „Prophetie“ versucht zunächst erneut in positiv-würdiger Absicht die bleibende hermeneutische Herausforderung zu kennzeichnen. Denn tatsächlich: In „Fremdtexten“ kann Provokatives, Wahrhaftiges, Entscheidendes gesagt sein. Doch auch hier gilt die Einschränkung, nun freilich in umgekehrter Argumentation: „Prophetie“ lädt den Zusammenhang unangemessen theologisch auf, ist ein Prophet doch in theologischem Verständnis explizit

ein von Gott Beauftragter, einer der im Auftrag und mit der Vollmacht Gottes Richtiges sagt. Lassen sich damit aber Autoren wie Bertolt Brecht, Heinrich Böll, George Tabori oder Max Frisch treffend charakterisieren? Werden sie nicht einerseits so eben doch vereinnahmt, andererseits aber auch unangemessen überhöht?

Der Begriff „Fremdprophetie“ ist somit durch seine Kombination von ungebührlicher Ausgrenzung („fremd“) auf der einen und gleichzeitiger Vereinnahmung („Prophetie“) auf der anderen Seite als gut gemeint, aber in diesem Fall schlecht geeignet abzulehnen. Wie aber lässt sich der hermeneutische und didaktische Ort dieser literarischen Texte besser bestimmen?

SCHULUNG DES „MÖGLICHKEITSSINNS“ (R. MUSIL)

Ich schlage vor, auf einen zwar leicht handhabbaren aber immer missverständlichen Einzelbegriff zu verzichten, und statt dessen *fünf* – idealtypisch formulierte – *hermeneutische und religionsdidaktische Gewinndimensionen* im Einsatz literarischer Texte in Seelsorge, Religionsunterricht und Theologie zu unterscheiden. Der Blick auf solche literarische Texte ermöglicht Textspiegelung, Sprachsensibilisierung, Erfahrungserweiterung, Wirklichkeitserschließung und die Schulung des Möglichkeitssinns (vgl. *Langenhorst* 2001/2003). Diese Begriffe sind dabei rezeptionsästhetische Kategorien des Lesenden und Deutenden, keinesfalls Kategorien, unter denen Schriftsteller selbst ihr Schreiben verstehen. Bei aller Achtung vor der Autonomie der Dichtung ist es jedoch legitim, Texte in den eigenen Lebensvollzug und die ei-

gene Fragerichtung hineinzunehmen, wenn man sie dabei nicht verkürzt, verfälscht, oder einseitig funktionalisiert. Auch lassen sich die genannten Begriffe nicht in jedem Fall scharf voneinander abgrenzen, bleiben vielmehr Orientierungsversuche, deren Sinn sich in der praktischen Anwendung erweisen muss. Nur die letzte dieser fünf Gewinndimensionen kann hier näher ausgeführt und an einem geeigneten Beispiel konkretisiert werden. Für die vier ersteren wäre Ähnliches eigens auszudifferenzieren, sie können hier nur kurz charakterisiert werden.

Von „Textspiegelung“ lohnt es sich dann zu sprechen, wenn in einem literarischen Text ein Bezug auf „Prätexte“ deutlich wird, wenn also in Zitat oder Anspielung auf vorhergehende Texte Bezug genommen wird. Ein Gedicht etwa verweist dann immer zugleich auf beides: auf sich selbst, aber auch auf den aufgerufenen Prätext der kommentiert, gewertet, umgedeutet oder erweitert wird. „Sprachsensibilisierung“ verweist darauf, dass Schriftsteller intensiv über die zeitgemäßen Potentiale und Grenzen von Sprache reflektieren. Gelungene literarische Werke sind Produkte von feinfühligem Gegenwartserfahrung, die sich kaum festlegen lässt, eher in Fragerichtungen formuliert werden kann: Wo sagt die verstummende Pause mehr als der ausführliche Bericht; wann bedarf es der symbolisch verschlüsselten Andeutung mehr als der einlinigen Definition; wie öffnen sich für Lesende Tiefendimensionen unterhalb der Textoberfläche? Das Nachspüren der sprachlichen Besonderheiten zeitgenössischer Literatur kann so zur unverzichtbaren Reflexion über den eigenen sorgsamem Sprachgebrauch im Bereich von Religion und Glauben anregen. „Er-

fahrungserweiterung“ bedenkt, dass SchriftstellerInnen in individuellen Erfahrungszusammenhängen mit sich selbst, anderen Menschen,

Jedes Gedicht hilft die sich stets entziehende Wirklichkeit benennbar und gestaltbar zu machen.

ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft stehen und diese Erfahrungen in ihren Sprachwerken gerinnen lassen. Zu beachten bleibt freilich, dass Lesende niemals einen direkten Zugriff auf Erfahrungen, Erlebnisse und Gedanken anderer haben können, handelt es sich doch stets um gestaltete, gedeutete, geformte Erfahrung. Über den doppelten Filter der schriftstellerischen Gestaltung einerseits und meiner stets individuellen Deutung andererseits ist hier aber zumindest ein indirekter Zugang zu Erfahrungen anderer möglich. „Wirklichkeitserschließung“ blickt schließlich nach vorn auf die mit dem Text für die LeserInnen neu möglichen Auseinandersetzungen. Die Lyrikerin *Hilde Domin* formuliert hier treffend: Jedes Gedicht „hilft, die Wirklichkeit, die sich unablässig entziehende, benennbar und gestaltbar zu machen“.

Literatur zeichnet sich aber nicht nur durch die Schilderung erfahrener, erschriebener und erschlossener Wirklichkeit aus, sondern vor allem – wie es *Robert Musil* in seinem epochalen Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ (1930) benannt hat – vom „Möglichkeitssinn“ als zentrale Fähigkeit, „alles, was ebensogut sein könnte, zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist“. Das so benannte, fiktiv erahnte Mögliche könne man – so Musil weiter in erstaunlich theologi-

scher Begrifflichkeit – sogar „die noch nicht erwachten Absichten Gottes“ nennen, denn es habe „etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewußten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut“. Gerade die Kraft solcher Visionen dessen, was sein *könnte*, zeichnet die besondere Faszination guter literarischer Texte aus. Und hierin liegt eine besonders interessante Strukturanalogie zur Sprache des Glaubens und der Theologie. Letztlich sind auch theologisch alle Aussagen über Gott in einer damit vergleichbaren „Grammatik der Sehnsucht“ beheimatet. Dichterische und religiöse Sprache sind dabei nicht einfach identisch. Aber im Nachspüren des Möglichkeitssinns in dazu geeigneten literarischen Texten übersteigt sich der Mensch ebenso wie in der sich selbst transzendierenden Sprache des Glaubens.

Für den nicht einfach funktionalisierenden und verkürzend missbräuchlichen Einsatz literarischer Texte in Seelsorge, Predigt (vgl. *Garhammer* 2000), Religionsunterricht und Theologie heißt das Zweierlei: Zum einen kommt literarischen Texten ein Eigenwert zu – sie sollen gelesen werden um ihrer selbst willen. Zum zweiten können sie aber helfen, ein Gespür dafür zu entwickeln, dass es mehr gibt als nur die erfahrbare Wirklichkeit, dass es daneben ungeahnte Möglichkeiten für das heute und morgen gibt, „noch nicht erwachte Absichten Gottes“. Selbstkritische Nachfrage: Hilft diese Kategorie zur theologischen Wahrnehmung literarischer Texte?

GOTT – ELEGISCHE ERINNERUNG: ADOLF ENDLER

An einem kurzen, kaum bekannten Beispiel möchte ich meine Vorgaben überprüfen. Ich

wähle dazu ein formal ganz einfaches Gedicht. Der Verfasser, *Adolf Endler*, wurde 1930 in Düsseldorf geboren, siedelte jedoch als überzeugter Antifaschist 1955 in die DDR über, wo er fortan als Lyriker und Prosaautor vom Westen weitgehend unbeachtet in Berlin lebte. 1979 wurde er aus dem DDR-Schriftstellerverband ausgeschlossen, so dass er auch dort bis zur Wende in den Untergrund vertrieben wurde. Erst nach 1989 wurde er als führender Kopf der literarischen Szene am Prenzlauer Berg wiederentdeckt. Die religiöse Dimension spielt im Werk dieses entillusionierten Sprachspielers und skeptischen Sinnjongleurs keine nennenswerte Rolle. Vor allem der 1999 im Suhrkamp-Verlag veröffentlichte und weithin rezipierte Gedichtband „Der Pudding der Apokalypse“ machte ihn einer breiten Leseöffentlichkeit bekannt. Hier stellt Endler selbst Gedichte aus seiner gesamten Schaffensepisode zusammen, denen seiner Meinung nach bleibende Gültigkeit zukommt. Unter diesen Texten findet sich in der Rubrik „Splitter“ der kleine Vierzeiler „Elegie“, nach eigenen Angaben entstanden zwischen 1975 und 1979.

Elegie

Das alles gab es einmal:

Das Süßholz; die Riesenbockwurst;

Die Waldmeisterlimonade; verbilligte Knickeier;
Gott!

Was für ein lapidarer Abgesang: In dieser Elegie schaut der Dichter bedauernd auf das zurück, was es „einmal gab“, und dessen Verschwinden nun offenbar beklagt wird. „Süßholz“ – einen Strauch aus der Familie der Schmetterlingsblütler, aus dessen süßen Wurzeln man den Grundstoff für Lakritze gewann –

uns bestenfalls noch durch das sprichwörtliche „Süßholz raspeln“ vertraut; „Riesenbockwurst“ inzwischen durch den Nachweis krebserregender Stoffe verbotene „Waldmeisterlimonade“; „Knickeier“, deren schadhafte Schale zur Möglichkeit eines verbilligten Erwerbs führte. Bis hierher liest sich die elegische Verlustlitanei wie eine halb ernste, halb ironische Erinnerung an die sinnlichen Verlockungen der Kindheit. Die aufgezählten kulinarischen Genüsse waren die typischen Höhepunkte einer kargen Vorkriegs- und Kriegskindheit. Dass dieser Litanei „Gott“ als überraschender abschließender Verlustpunkt hinzugefügt wird – rhetorisch zugespitzt durch den Abklang im harten Einsilber – bestätigt den halb ernsten, halb ironischen Ton: Zu den Höhepunkten der Kindheit mögen auch Erfahrungen mit „Gott“ gehört haben – aber auch sie gehören der Vergangenheit an. Einerseits blickt Endler hier so auf die eigene Lebensgeschichte im Bogen von Kindheit zu Erwachsenenalter zurück, andererseits spiegelt sich in dieser individuellen Erfahrung gesellschaftliche Entwicklung. „Gott“ ist in dieser Gesellschaft wie Waldmeisterlimonade – süße Erinnerung, aber unwiederbringlich verloren.

Zentrale Frage jedoch: Welche Bedeutung hat der Titel für die Bestimmung des Tons dieses Gedichts? Ist dies eine „Elegie“ im Sinne der „klagend-entsagenden subjektiven Gefühlsslyrik“, also ein Sehnsuchtstext? Oder ironischer Abgesang? Oder schließen sich beide Lesarten gerade nicht aus, sondern bedingen einander? Der Text selbst gibt die Antworten auf diese Fragen an die Lesenden weiter. In der so notwendig subjektiven Deutung des Textes wird indirekt eine Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte des individuellen Gottesglaubens möglich, ein Blick auf die Entwicklung

fort vom Kinderglauben hin zum heutigen Gottesbild, aber auch eine Erinnerung an die unterschiedlich bewerteten Erfahrungen von Kirche damals und heute.

Genau hier schließt sich die Überprüfung an: Wäre es sinnvoll, davon zu sprechen ein solcher Text könne als „Fremdprophetie“ verstanden werden? Sicherlich ist Endler der Kirche und dem Gottglauben entfremdet, andererseits ist er ihm durch Erinnerung an den Kinderglauben eben doch nicht fremd. Und „prophetisch“ passt als Kategorie für einen derartigen Text sicherlich auch nicht, wäre überhöhend, überbewertend, völlig ungeeignet. Aber „Schulung des Möglichkeitssinns“? Eher werden hier sicherlich zurückliegende Erfahrungen und die Schilderung von erinnelter und mit der Gegenwart konfrontierter Wirklichkeit deutlich. Durch den Titel „Elegie“ wird jedoch die Spur gelegt, diesen kleinen, so unpräzisen Text – für sich selbst – als Sehnsuchtstext zu lesen: Dass es das, was es einmal gab, eben doch immer noch geben möge, wenn auch in anderer Gestalt; dass das, was einmal die Höhepunkte des Leben prägte, nicht einfach nur der Vergangenheit angehören muss; dass „die noch nicht erwachten Absichten Gottes“ auch ihn selbst, die Geschichte der Menschen mit ihm, einschließen könnten. ■

LITERATUR

Endler, Adolf, Der Pudding der Apokalypse. Gedichte 1963–1998, Frankfurt 1999.

Garhammer, Erich, Am Tropf der Worte – Literarisch predigen, Paderborn 2000.

Langenhorst, Georg, Gedichte zur Bibel. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde, München 2001.

–, Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde, München 2003.

Musil, Robert, Der Mann ohne Eigenschaften. Roman 1930–43, hrsg. von Adolf Frisé, Reinbek 2001.